

Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Freitag, 12. April 1957

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 9 / 1. Jahrgang

Zur Besitzgeschichte des Klosters Ochsenhausen

(Von Dr. Ewald Gruber, Tübingen)

Die Freigebigkeit und fromme Gesinnung eines Dienstmannengeschlechtes hatte die Gründung des Klosters ermöglicht. In der Folgezeit sorgte vorwiegend der Adel der Umgebung für das wirtschaftliche Gedeihen und die Vermehrung des Besitzes. Um 1130 hatte das Kloster Grundbesitz, Kirchen, Zehnten und andere Rechte in Reinstetten, Laubach, Berkheim, Tannheim, Zell bei Roth, Spindelwaag, Mühlberg und in Roth selbst, ferner in Schwendi, Mooshausen und Westerheim an der Günz. Die Orte Hattenburg und Füramoos, ferner Güter in Goppertshofen, Bonlanden, Reglisweiler, in Erlengau, Demmingen auf dem Härtsfeld und Hofen bei Münsingen wurden um diese Zeit dem Kloster geschenkt; ein Weingut in Markdorf am Bodensee muß ebenfalls erwähnt werden. Aus den nächsten 150 Jahren haben wir fast keine Nachrichten. Um 1230 hören wir, daß Ochsenhausen die Kirche und Leibeigene in Winterrieden und die Zehntrechte in Steinhausen besaß.

Schon frühzeitig versuchte das Kloster, seinen Besitz zu einem geschlossenen Gebiet abzurunden. Hattenburg beispielsweise wurde gegen Besitz in Walpertschhofen eingetauscht; 1164 tauschte Ochsenhausen seinen Anteil an der Kirche in Berkheim gegen den des Klosters Roth an der Reinstetter Kirche „zu gegenseitigem Nutzen und um den Frieden zu erhalten.“ Die Verwaltung weit entfernter Güter und die Verwertung ihrer Erträge war bei den damaligen Verhältnissen sehr schwierig. 1283 war den Klöstern Ochsenhausen und St. Blasien gemeinsam der Ort Bischmannshausen geschenkt worden. Ochsenhausen verkaufte sofort seinen Anteil an das Mutterkloster und erwarb dafür Güter in Ringschnait. Klostergüter in Hauerz wurden gegen Besitz in Reinstetten getauscht. Im Jahre 1295 verkaufte das Kloster seinen stattlichen Besitz auf dem Härtsfeld um den Erlös ebenfalls in näher gelegenen und ertragsreicheren Gütern anzulegen.

Die spärlichen Nachrichten geben kein vollständiges Bild der frühen Besitzgeschichte. Immerhin lassen sich schon um 1300 die Umriss eines geschlossenen Klostergebietes in der Umgebung Ochsenhausens erkennen, in dem der Konvent die Kirchen und ansehnliche Liegenschaften besaß. Entschiedener als andere Klöster und frühzeitiger wurde Ochsenhausen durch die Verhältnisse auf die nächste Umgebung verwiesen. Während bei vielen Ordenshäusern der Besitz in Streulage den in der Nähe des Klosters an Umfang und Bedeutung übertraf, hatte Ochsenhausen von Anfang an seinen Besitzschwerpunkt um das Kloster und in Tannheim. Die Dienstmannen, die Ochsenhausen stifteten, hatten nicht den ausgedehnten Besitz, aus dem die großen Adelsgeschlechter ihre Familienklöster dotieren konnten. Ochsenhausen war zu klein und unbedeutend, als daß weitere Kreise darauf aufmerksam geworden wären; es stand lange im Schatten von St. Blasien, und selbst die Frommen der nächsten Umgebung beschenkten häufig direkt das Mutterkloster, weil in diesem berühmten und bewährten Hort der Frömmigkeit die Gegenleistung an Gebet und Gottesdienst sicherer gewährleistet schien, als in den kleinen Klöstlein an der Rottum. Seit 1124 war die Abtei Roth,

das älteste Prämonstratenserkloster auf deutschem Boden, das der hl. Norbert persönlich gegründet haben soll, eine starke Konkurrenz. Erst als die große Zeit dieser Abtei vorüber war und auch St. Blasien Ruhm verblaßte, trat Ochsenhausen stärker hervor.

Dies war seit dem Ende des 13. Jahrhunderts der Fall. Von da an können wir an Hand zahlreicher Urkunden den Aufstieg Ochsenhausens verfolgen. Es ist ein imponierendes Bild, die Mönche von Ochsenhausen durch Jahrhunderte hindurch planmäßig am Ausbau ihres Besitzes arbeiten zu sehen. Der Erfolg entsprach den Anstrengungen: um 1500 war die Erwerbung eines gut abgerundeten und auch im Innern gefestigten und einheitlichen Klostergebietes, in dem der Abt alleiniger Grund-, Leib-, Gerichts- und Kirchenherr war, im wesentlichen abgeschlossen. Daß sich der Konvent dauernd auf einem hohen assetischen Stand halten konnte, ist wohl der Hauptgrund für diese lange wirtschaftliche Blüte.

Bis 1310 hatte die Erwerbspolitik des Klosters ihren eindeutigen Schwerpunkt in Reinstetten und den umliegenden Weilern. Von insgesamt 13 Güterkäufen zwischen 1265 und 1310 entfallen 9 auf die Orte Reinstetten, Goppertshofen, Brunnen, Eichen und Hürbel. Mit dem Eindringen in Ringschnait, Rottum, Ehrensberg und Englisweiler begann man einen zweiten, äußeren Ring von Klosterbesitz anzulegen, der schon durch die oben erwähnten Güter in Füramoos und Steinhausen angedeutet war.

In den folgenden 80 Jahren, bis zur Trennung von St. Blasien, ging der Ausbau der bisherigen Erwerbungen in und um Reinstetten weiter; bemerkenswert ist vor allem der Rückkauf der Vogtei, der Gerichtsherrschaft, über Reinstetten im Jahre 1355. Der äußere noch lockere Ring wurde weiter verstärkt, insbesondere durch die Erwerbung des stattlichen Besitzes der Zisterzienser von Salem in Ringschnait im Jahre 1324 und durch den Kauf des Dorfes Mittelbuch im Jahre 1365. Gleichzeitig wandte sich das Kloster mehr dem Illertal zu, insbesondere den Orten Edenbachen, Edelbeuren, Bechtenroth, Opfingen, Kirchdorf und Erolzheim. Teils war Ochsenhausen hier seit alters begütert, teils verschafften bedeutende Schenkungen neue Ansatzpunkte. Wie in Reinstetten und Umgebung suchte das Kloster die im Illertal begüterten Rittergeschlechter zurückzudrängen; allerdings hatte es hier keinen vollen Erfolg. Ein anderer neuer Schwerpunkt zeichnete sich in Winterrieden ab.

Die ausgedehnte Wirtschaft mußte das Augenmerk verstärkt auf die Absatzmöglichkeiten für landwirtschaftliche Produkte lenken. Folgerichtig wurden deshalb Klosterhöfe in den benachbarten Städten eingerichtet, zuerst in Biberach 1318, dann in Memmingen im Jahre 1351 und zuletzt in Ulm, wo 1390 gleich drei beieinanderliegende Häuser erworben wurden. Der wachsende Selbstständigkeitsdrang des Klosters, der schließlich zur Trennung von St. Blasien führte, wirkte sich auch darin aus, daß man sich in Ochsenhausen energisch der Vogtei über die Klostergüter annahm. Gegen die Bedrückung durch seine Vögte, die Herren v. Schellenberg, erbat und erhielt Ochsenhausen 1343 die Hilfe Kaiser Ludwigs, der

die Reichsstadt Ulm mit dem Schutz des Klosters betraute. 1367 wurde die erbliche Vogtei überhaupt zurückgekauft und die Gerichtsrechte nur auf Lebenszeit an einen Herrn von Ellerbach zu Laupheim verliehen. Es ist erstaunlich, welche enormen Summen das Kloster dauernd für den Kauf neuer Güter aufbrachte. In dem Jahrzehnt von 1355 bis 1365 wurden rund 6900 Pfund Heller ausgegeben; dabei betragen die Gesamteinkünfte jährlich nur 1439 Pfund Heller. Kein Wunder, daß das Kloster noch um 1400 einen beträchtlichen Teil seines Besitzes an das Kloster St. Blasien verpfändet hatte. Neue Einnahmequellen wurden mit der Inkorporation (Einverleibung der Pfarrpfünde) der Kirchen in Ringschnait, Reinstetten, Tannheim, Füramoos, Mittelbuch und Winterrieden zwischen 1331 und 1376 erschlossen. Diese Maßnahme verband außerdem diese fast schon ganz ochsenhausischen Dörfer noch enger mit dem Kloster.

Am 14. Februar 1391 wurde Ochsenhausen durch den Papst Bonifaz IX. zur selbständigen Abtei erhoben.

Die Aebte setzten das Werk der Pröpste fort. Eine einheitliche Epoche bildet die Regierungszeit der drei ersten Aebte Nikolaus und Heinrich Schmied aus Biberach und Michael Rüssel aus Ulm in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es bietet sich dasselbe Bild: der vorhandene Besitz wurde planmäßig abgerundet, zugleich aber die Grenze des klösterlichen Interessengebietes weiter ausgedehnt. Rottum-abwärts rückte das Kloster vor mit der Erwerbung von Schönebürg im Jahre 1427. Schon früher, 1392, wurde der ganze Besitz der bankerotten Herren von Mungoltingen in Steinhausen und in den umliegenden Weilern aufgekauft, die damit ganz an das Kloster kamen. Um die gleiche Zeit ist Ochsenhausen im Illertal sehr rührig; 1395 wurde die Vogtei in Tannheim erworben, 1405 Oy und Kronwinkel gekauft; 1398 kam der ganze Besitz des Klosters Roth in Berkheim, Illerbachen und Tannheim an Ochsenhausen, allerdings ein vorübergehender Erfolg, denn 30 Jahre später mußte Roth das Rückkaufsrecht zugestanden werden.

Ein neues Tätigkeitsfeld wurde dem Kloster eröffnet mit der Schenkung der Kirchen in Hürbel, in Laupheim und auf dem Oberbuchhof, damals Pfarrkirche von Ochsenhausen. Nach Laupheim, das dem Kloster sofort inkorporiert wurde, waren damals nach Achstetten, Baltringen und Großschafhausen eingepfarrt. In allen diesen Orten gewann der Abt beträchtlichen Einfluß und sehr beträchtliche Zehntrechte. Die Krönung des Aufbaupunktes war die 1449 vollzogene, endgültige Rückerwerbung der Vogtei über alle Klostergüter, die fortan ein beamteter Klostervogt verwaltete. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stockte die weitere Ausdehnung. Finanzielle Erschöpfung war nicht der einzige Grund für diese Ruhepause. Innere Probleme, wie die Abtrennung neuer Pfarreien von der alten Großpfarre Laupheim, die Einrichtung der Gerichtsherrschaft in eigener Verwaltung und harte, langwierige Streitigkeiten mit dem Kloster Roth, den Herren von Erolzheim, und mit den eigenen Untertanen nahmen die Aufmerksamkeit der Aebte in Anspruch. Die unruhigen Zeiten wirkten ebenfalls hemmend; um 1460 hatte Ochsenhausen selbst eine Fehde zu bestehen.

Die Pest verschonte das Klostergebiet nicht; Bellamont beispielsweise war 1470 ganz ausgestorben. Mit dem Kauf der Besitzungen des Klosters Bregenz und Illertal, hauptsächlich in Ober- und Untertöpingen und Bonlanden setzte 1493 wieder eine Zeit der Blüte ein. 1496 wurde durch einen großen Gütertausch das Verhältnis zu den Herren von Erolzheim bereinigt. Im Jahre 1507 folgte der Kauf des Dorfes Rummeltshausen im Allgäu, 1510 des noch nicht ochsenhausischen Teils von Wain. In den 90er Jahren wurde die prächtige, neue Klosterkirche gebaut, ein Zeichen für Macht, Reichtum und Ansehen der Abtei, deren Stellung 1488 auch vom Reich durch die Verleihung des Blutbannes und 1495 von der Kurie durch Verleihung der Pontifikalinsignien an den Abt anerkannt wurde.

Der Bauernkrieg und die Streitigkeiten mit Ulm in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts — die protestantisch gewordene Reichsstadt wollte ihr Schutzkloster säkularisieren — nahmen die Abtei sehr mit. Die Herrschaft Ummendorf, die Abt Gerwig Blarer im Jahre 1565 von den Erben eines Augsburger Patriziers kaufte, war eine wertvolle Erwerbung. Der Preis, 70 000 Gulden, war entsprechend hoch, und beinahe wären die Unterhandlungen an dieser Frage gescheitert; sein Agent schrieb dem Abt gelegentlich, er meine, „daß wir diefer in seckel greifen miessen, wollen wir die braut halmfieren.“ Das Kloster konnte die Kaufsumme nicht aus den laufenden Einnahmen abzahlen und verkaufte seine Dörfer Rummeltshausen und Altisried im Allgäu an Kloster Ottebeuren. Auch das reichte nicht zu, und Abt Andreas mußte sich 1570 zum Verkauf der

Herrschaft Wain entschließen, die erste ernstliche Einbuße, die das Kloster erlitt. Immerhin war die wirtschaftliche Lage damit wieder stabilisiert, und schon 1595 konnte mit der Erwerbung des noch nicht ochsenhausischen Teils von Bellamont eine der letzten Lücken im Güterkomplex des Klosters geschlossen werden. Bevor das Elend des Dreißigjährigen Krieges über Ochsenhausen hereinbrach, wurde mit Hummertsried im Jahre 1613 eine weitere geschlossene Herrschaft dem Klostergebiet einverleibt und 1621 das wertvolle Schloßgut Hersberg am Bodensee erworben. Im Jahre 1699 kam das Dorf Obersulmetingen, 1735 auch Schloß und Dorf Untersulmetingen an das Kloster, und mit der Erwerbung der Herrschaft Horn-Fischbach im Jahre 1748 kam die Besitzvermehrung zum Abschluß. Obersulmetingen sollte das Schicksal des letzten Abtes erleben.

Chr. M. Wieland in der Dichtungsgeschichte des 18. Jahrhunderts

Von Prof. Dr. Fritz Martini, Stuttgart (Siehe auch „Zeit und Heimat“ Nr. 8).

Das erotische Spiel enthält zugleich satirische Ironie, die Entzauberung des Idealischen zur gegebenen Natur der psychologisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit. Genau dies war das Thema des „Don Sylvio von Rosalva“, mit dem er neben Shakespeare, neben dem französischen Rokoko des vers libre zwei weitere weltliterarische Anknüpfungen vollzog und der Entwicklung des deutschen Romans als dichterischer Prosa einen entscheidenden Anstoß gab. Der „Don Quijote“ des Cervantes lieh ihm Idee und Formvorbild in der Kombination mit französischen Feenmärchen. Obwohl bereits im 17. Jahrhundert übersetzt und bekannt, kam des Cervantes episches Meisterwerk in Deutschland lange kaum zur Wirkung. Mit dem Einsatz des innerweltlichen Denkens im 18. Jahrhundert erschloß sich der spanische Roman. Dies ist für Wieland das Bedeutsame: er versteht den Typus des Don Quijote psychologisch immanent, als ein innerseelisches Problem, als heilsame Gewinnung der menschlich-geschöpflichen und vernünftigen Natur gegen das Wahnhafte des Idealischen, des falsch gelenkten Enthusiasmus. Er verknüpft mit dem Don Quijote-Typus die spezifisch deutsche Thematik des Erziehungsromans. Er erkennt seine eigene Jugendverfassung in ihm, damit eine typische und symbolische menschliche Lage. Idealismus und Wirklichkeit, Utopie und Entlarvung, Wahn und Natur werden in der Seele des jungen Sylvio pädagogisch-satirisch konfrontiert — damit entsteht bei Wieland der erste deutsche konsequent durchgeführte und auf eine Figur konzentrierte psychologische Roman, ein Entwicklungsroman, der unter das Ziel der fortschreitenden Menschenbildung, Menschenerkenntnis aus der Wirklichkeit von Vernunft und Natur gestellt ist. Mit Cervantes vereinigte sich dabei der Einfluß des modernen englischen psychologisch-humoristischen Realismus von Henry Fieldings *History of the Adventures of Joseph Andrews* etc. 1742. Fielding berief sich seinerseits auf den großen Spanier. Er schilderte das Mißverhältnis zwischen Geziertheit und Natürlichkeit, zwischen idealem Willen und Unfähigkeit zur Wirklichkeit und stellte sein Erzählen als einen neuen Typus der komischen Prosa vor. Dieses Neue lag im Eingeständnis der subjektiv spielenden Einbildungskraft des Erzählers, also in dem Formtypus eines fiktiven Erzählens, das sich von der Gewissenhaftigkeit des Tatsachenberichtes, sei es im Berichterstatterton eines Defoe, in der Fiktion eines echten Briefwechsels bei Richardson, in Deutschland im Berichtstil Gellerts, in Formen des Romans von Fielding, vor Wieland; deutlich strukturell unterscheidet.

Der fiktive Roman gewinnt, als ein Spiel des seiner selbst bewußten Erzählens mit der Wirklichkeit, eine schwebende subjektivierte Freiheit; er wird ein persönliches Erzählen, bewegt sich doch der Erzähler souverän, ironisch, als Zauberer und Kritiker mit voller Freiheit über seinem Erzählten. Das psychologisch verstandene Thema fordert in einer neuen Elastizität der Sprache die Eigenart des subjektivierten, reflektierenden, ironisch bewegten, skeptisch-realistischen Erzählens, mit dem hier die Geschichte des neueren psychologischen Romans in

Deutschland einsetzt. Indem Wieland auf den ersten europäischen Meister dieser Form, Cervantes, zurückgriff, indem er zugleich den neuen Typus des Romans aus England aufnahm, öffnete er in Deutschland eine neue Möglichkeit der dichterischen Prosa. Sie erschloß ein Doppeltes: den Realismus des Natürlichen und die ästhetische Autonomie des Poetischen. Und sie brachte zugleich zwischen Täuschung und Aufklärung ein kompliziertes Verhältnis zum Leser mit, der in das Rollenspiel der Sprache einbezogen wird, bald Getäuschter, bald Mitwisser, bald naiver Gläubiger, bald ein Weltkenner wie der Autor selbst. In dieser Mehrschichtigkeit entfaltet sich eine bisher unbekannte Kunst der Prosa. Solche Verbindung bewirkt die mit Kontrasten und in Andeutungen spielende Ironie, die dem Roman seine innere Vielstimmigkeit gibt, jene perspektivische Zweideutigkeit, die das Element des Mehrdeutigen in die Prosa hineinbringt. Die Lust am Märchenhaften als Verzauberung, der desillusionierende Wille zu Vernunft und Natur der Realität ergeben eine doppelte Blickrichtung. Psychologie und Humor deuten auf die Relativierungen des Daseins, das sich in vielen Brechungen und Mischungen darstellt und nur aus dem vieldeutigen Zusammenwirken zahlreicher äußerer und innerer Bedingungen begriffen werden kann. Wieland hat diese Erkenntnis der geheimen Triebfedern des Lebens als Sinn seiner neuen Dichtung betont. „Aber damit solche moralische Individualgemälde wirklich nützlich werden, muß man sich nicht begnügen, uns zu erzählen, was diese merkwürdigen Menschen getan haben oder was sie gewesen sind; man muß uns begreiflich machen, wie sie das, was sie waren, geworden sind; unter welchen Umständen, in welcher inneren und äußeren Verfassung, durch welche verborgenen Triebfedern, bei welchen Hindernissen und Hilfsmitteln sie gerade so und nicht anders handelten.“ — Gleichgültig kann es uns dann sein, ob eine solche Person einen historischen oder gefabelten Namen führt . . . „wenn er nur wahres Leben atmet, nur durchaus wirklicher Mensch ist, uns nur immer aufrichtig entdeckt, wie und wodurch er ein solcher Mensch war, und wie es zugeht, daß er durch eine Reihe natürlicher Verwandlungen oder Entwicklungen endlich der wurde und werden mußte, der er am Ende ist.“ (A. I, 14 S. 65 f.). Darin drückt sich aus, was dieser neue Realismus meint: die innere Entwicklung eines Menschen, die Verlagerung der Erzähllinien nach innen, die den alten Handlungs- und Ereignisroman in den Seelenroman, den innermenschlichen Entwicklungsroman verwandelt. Daß der Mensch ein derart vieldeutiges Wesen sei, daß in dieser Problematik seine Natur liege, hat Wieland immer wieder seiner Zeit verdeutlicht. Er sprach in doppelter Ironie, befremdlich genug für die Zeitgenossen. Er wußte, daß er sich ihrer öfter bedient habe, als, so heißt es in einer Selbstinterpretation aus dem Jahre 1775, „es vielleicht der jetzigen Stimmung des deutschen Nationalgeistes (wofern wir anders einen haben sollten) angemessen ist.“ Wer erinnert sich da nicht einer ähnlichen, wenngleich noch viel komplizierteren Lage Thomas Manns vor der deutschen Öffentlichkeit?

Zu Cervantes, Fielding kamen die französischen Feenmärchen, die zu Shakespeare, zu der englischen Epik Spensers in der „Fairy Queen“, zu der italienischen Epik in Ariosts „Rasendem Roland“ hin einen eigenen europäischen Traditionskreis öffneten, der auf Renaissance und Barock zurück, auf die Romantik vorwärts weist, auf die Oper wie auf E. T. A. Hoffmans Märchendichtungen. Diese Märchen, wie sie Charles Perrault 1697 als „Histoires ou contes du temps passé“ mit dem Untertitel „Contes de ma mère l'Oie“ gesammelt hatte, griffen auf Volksgut zurück. Sie zeigten eine für die „Romantik“ des Rokoko typische Zwischenlage zwischen ästhetisch-literarischem Raffinement der Reize und dem Ursprünglich-Volkstümlichen. Wieland fand in ihnen, wie es im Don Sylvio heißt, „die Vermischung des Wunderbaren mit der Einfachheit der Natur“, die der poetischen Erlebniskraft einen freien Spielraum gab. Spanien, England, Frankreich wirkten derart als Stoff und Form im Gewebe von Wielands erstem Roman zusammen, durchprägt von seiner eigenen bekenntnishaften Thematik: der Heilung der falschen Schwärmerei durch die wahrhaftige Natur, die er zugleich als die aktuelle pädagogisch-humane Thematik seiner Zeit begriff — in der deutschen Sprache etwas völlig Neues. Wie Wieland in den „Komischen Erzählungen“ begann, die Verskunst als „Poesie des Stils“ zu bisher unbekannter Höhe zu bringen, so begann er im „Don Sylvio“ die Schöpfung einer neuen Kunstprosa. Lichtenberg wußte dies, wenn er ihn als den großen Prosaisten feierte. Denn er bereicherte seit dem Dialog „Araspos und Panthea“ (1756/60) die Ausdrucksfähigkeit der Sprache durch Wortprägungen, Wendungen, welche erst die Möglichkeit gaben, neu entdeckte Wirklichkeiten der inneren Welt auszusprechen; erst die neue Sprache ermöglichte eine neue Kunst der Seelenschilderung. Lichtenberg notierte: „Wieland ist ein großer Schriftsteller, er hat verwegene Blicke in eine Seele getan, in die seinige oder eines andern; mitten in dem Genuß seiner Empfindungen greift er nach Worten und trifft, wie durch einen Trieb, unter Tausenden von Ausdrücken oft den, der augenblicklich Gedanken wieder zu Empfindungen macht.“

Zu Cervantes, Fielding, dem geselligeren Rokoko-Märchen kam noch eine andere Begegnung, um Wieland zur Meisterschaft seiner Prosa gelangen zu lassen. Lawrence Sterne, dessen „Tristram Shandy“ er 1767, dessen „Sentimental Journey“ er 1768 las, berührte ihn geradezu brüderlich. Bei Sterne glaubte er auf jene immanente Harmonie von Vernunft, Sinnlichkeit, Gefühl und humaner Bescheidung zu treffen, die ihm selbst gemäß war. Und Sterne bedeutete aus einem neuen zugleich relativierenden und kombinierenden Gefühls- und Erkenntnisvermögen heraus einen neuen Stil der Prosa, einen überaus beweglichen Stil der Nuancen, der Schattierungen und der Pointen, der schwebenden gedanklichen und emotionalen Assoziationen. Sterne erhielt die Bedeutung für seine Prosa, die Ariost für die „Idris“ und den „Neuen Amadis“ in Wielands Verskunst gewonnen hatte. Was Goethe von Sterne sagte, galt genau für Wieland: „Er war der erste, der sich und

uns aus der Pedanterie und Philisterei empor.“ Wenn er 1774 im Teutschen Merkur bemerkte, der größte Vorzug Ariosts „sei seine Poesie des Stils, seine poetische Farbengebung, sein Ausdruck“ formulierte er, was für ihn selbst galt. Was er von Ariost erlernte, war die Sicherheit und Eleganz der rhythmisch-musikalischen Pointen in Akzentuierung und Reim, das Spiel mit zierlichen Ueberraschungen in Ausdruck und Klang, die Kombination von lyrisch-epischer Sprachphantasie mit dem Gefühl für Maß und Ordnung der sprachlich-musikalischen Führung. „Dem Dichter sind die Worte — Farben, Rhythmen und melodische Töne zugleich“, heißt es in einem Aufsatz Wielands aus dem Jahre 1782. Dies war nicht nachzuahmen, sondern nur mit angestrenzter, unermüdlich feilender Arbeit zu erreichen, deren Ergebnis jene melodisch-geistreiche Leichtigkeit ist, die Wieland dem deutschen Vers gegeben hat. In der Anzeige einer Uebersetzung von Voltaires „Candide“ 1778 lesen wir: „Das haarscharf treffende Gefühl fürs Zuviel und Zuwenig ist freylich das Non plus ultra aller menschlichen Kunst; dazu gehört viel Studium und Uebungen; und zu beyden viel Fleiß und Länge der Zeit, ohne welches nichts reif wird. Genie macht nicht aus; denn die Natur allein macht keine Künstler, und Künstler muß der doch seyn, der ein Kunstwerk hervorbringen will?“ Es geht darin nicht nur um den Ehrgeiz der Artisten, wie man dies seit Herder in Deutschland gern abfällig einzuwenden geneigt ist. Diese Leichtigkeit des Verses ist der Ausdruck einer inneren Heiterkeit, also einer Lebensstimmung der Weltfreude, die im Tanz ihre spontane Kundgebung findet. Wielands Sprachkunst ist auch in der Weltanschauung dieser seelisch glücklich gelagerten Individualität und Zeit begründet, die selbst die Wendung zum Göttlichen aus der natürlichen Weltfreude verstand. Es gibt keinen dichterischen Stil, der nicht auf einen solch metaphysischen Hintergrund verweist, nicht das Problem der Form aus dem Gesamt der Lebensstimmung beantwortet.

Kunst der Prosa hieß, wie in der „Poesie des Stils“ innerhalb der Verskunst, die Fähigkeit zu „sehr feinen Nüancen“ (I, 22 427), die im Stil die kunstvolle Subjektivität, die individuelle Denkform, die „philosophische Laune“, wie er einmal sagt, voll enthalten sein lassen. Philosophische und ästhetisch-poetische Prosa fließen ineinander. In dieser Verpersönlichung der Sprache liegt die Möglichkeit zu einer neuen geistigen Freiheit. Es ist wesentlich, daß die Schriften Wielands, in denen sich seit den „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“ von 1770 bis zu dem ersten Teil der „Abderiten“ der Einfluß von Sterne auswirkt, thematisch-stofflich nur Geringfügiges übernommen haben; daß vielmehr das Gewicht auf dem Nacheifern in der Kunst des Stils liegt. Das Ergebnis lautet: Die Auflockerung der Prosa zum Subjektiven, zum auch in der Gedankenführung psychologisch gefärbten Stimmungsausdruck, der von Augenblick zu Augenblick wechselt und derart immer in der Spannung hält, die sich in rasch ineinander folgenden überraschenden Pointen, oft „negativen“ Pointen auflöst.

Diese Auflockerung führt weiterhin zum Aphoristischen, Einfallsmäßigen, das trotz einer lässig plaudernden, mit Umständlichkeiten kokettierenden Breite mit der Tendenz zu Ueberraschungswirkungen vorgetragen wird. Trotz der Verschachtelung der Sätze, trotz der Abschweifungen, beiläufigen An- und Randbemerkungen, trotz der persönlichen Einschaltungen und Retardationen des Erzählers wird das Erzählte mit klarer Zielrichtung und im logischen Aufbau vorangetragen. Das beständig gegenwärtige Erzähl-Ich, wie in der gesprochenen Rede zum Leser hin gesellig-behaglich plaudernd, bezieht ihn beständig in den Vorgang des Erzählens, in den Prozeß der Gedankenbildung, der Irrtumsentwirrung ein. Wieland läßt den Leser unmittelbar daran teilnehmen, ja fiktiv mithelfen, mitüberlegen und schafft derart einerseits eine intime Nähe, zugleich aber die Distanz von dem Erzählten, so daß sich im Ineinanderspielen der Beziehungen das Subjektive und Objektive, das Persönliche und Sachliche beständig mischen. Das Natürliche, Einsichtige wird bis in die rhythmische Sprachmimik hinein erstrebt. Es gibt für Wieland keine endgültige und eindeutige, auch

keine nur theoretische Wahrheit. Sondern es gibt nur Wahrheiten, die relativ, persönlich, vielfältig bedingt, praktisch, natürlich und somit auch eingeschränkt oder der Einschränkungen bedürftig sind. Nicht fertige Gedanken werden vorgetragen, sondern der Leser wird in ihr Werden einbezogen, er nimmt an ihrer Entstehung teil, wirkt also an dem Erhellungsprozeß der Vernunft oder des Gefühls mit und wird derart in die Dialektik des Seins eingeführt, die aber immer im Blick auf eine letzte Harmonie verstanden wird, vor der die Widersprüche endlich doch entspannt erscheinen. In allen Widersprüchen des äußeren Lebens, in allen Widersprüchen der Gedanken und Gefühle, der Stimmungen und Launen hält sich doch immer das erzählende Ich als eine Einheit fest. Zwar sagt Wieland in dem Essay „Was ist Wahrheit“ (m. A. 52): „Die Wahrheit ist weder hier noch da — sie ist, wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt allenthalben“ — eine Philosophie, die sich bis in die relativierende und einschränkende, mit Bedingungssätzen reichlich arbeitende Grammatik seiner Sprachführung fortsetzt. Aber es heißt gegenwärtig an der gleichen Stelle — „so lange ich mir bewußt bin, daß ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so glaube ich meinem Gefühl mehr als einer ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als alle Philosophen, die mir a priori beweisen wollten, ich träume oder rase.“ (ebd. S. 49). Dieser Satz, bei dem man an Heinrich von Kleist zu denken gereizt wird, zeigt, wie weit bei Wieland der Subjektivismus des Lebensverständnisses schon vorangetrieben ist.

Aus solcher Verknüpfung ergibt sich die Sprache der Ironie, die dennoch in den Grenzen der Vernunftordnung gehalten wird. Die skeptische Ironie ist die andere Seite einer humanen Bescheidenheit, die um das Subjektive und das Begrenzte weiß. Jetzt ist in der Sprache der Verse wie der Prosa eine improvisierende Unmittelbarkeit, eine stimmungshaften Natürlichkeit erlangt, die genau jenen Voraussetzungen entsprach, aus denen Wieland das menschliche Wesen begriff: als Frei-

Wieland und die deutsche Sprache

In einem großen Aufsatz „Ueber die Frage: Was ist Hochdeutsch? und einige damit verwandte Gegenstände“ im Teutschen Merkur aus dem Jahre 1782 stellt Wieland fest, daß die deutsche Sprache „noch kaum vor wenigen Jahrzehnten mit Geschmack geschrieben zu werden angefangen hat“, daß sie noch 1740—1760, also in dem sog. „goldenen Zeitalter“ auf sehr niedrigem Zustande war. Daß sie überhaupt noch auf ihre Bestimmung als Schriftsprache warte — weit hinter allen europäischen Nationen zurück. Es war ein Irrtum zu behaupten, Wieland habe seinen Stil dem Konversationston der zeitgenössischen höfischen Gesellschaft entliehen. Er hat diese Anmutung, die Sprachbarbarei gerade der obersten Klassen in Deutschland kennzeichnend, abgewehrt und an der gleichen Stelle sich selbst geschildert: „Ein Schriftsteller kann aus der verborgensten Einsamkeit mit einem richtigeren Geschmack hervorgehen, als er in der feinsten und elegantesten Weltgesellschaft hätte erlangen können.“ (I, 22 419). Denn es ist die freie Sprache des Dichters, welche die Entwicklung der Sprache, damit der Kultur einer Gesellschaft, einer Nation bestimmt. Der Dichter gewinnt diese Sprache der Kunst aus angeborenem „Genie“, aber auch in der beständigen Schulung an den vorbildlichen Leistungen der Weltliteratur.

Was Wieland leistete, wurde der Höhepunkt des deutschen literarischen Rokoko-Stils. Es bedeutet darüber hinaus eine Vermehrung der künstlerischen Sprachmöglichkeiten überhaupt. So hat Wieland für Deutschland die Kunst des gesellig-phantasievollen, melodisch-geistreichen, in Schönheit präzisen Verses und der gesellig-heiteren, ironisch und human beweglichen Prosa gewonnen. Man konnte beobachten, daß etwa seit den Jahren um 1773 und 1774, also zur Zeit des vollen Durchbruchs des Sturm und Drang und in der Wendung gegen seinen stürmischen Subjektivismus, sich in Wielands Dichtung eine Verwandlung zu größerer Schlichtheit, Zurückhaltung, Mäßigung, Formvergeistigung vollzieht. Wir sind gewohnt, den deutschen Sturm und Drang als den Beginn einer neuen Dichtung in Deutsch-

heit, Natur, Geschmack, Witz und humane Sitte. „Vor allem aber, liebe Brüder, hüten wir uns vor der Torheit, unsere Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen und ändern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der auf dem heiligen Dreifuß sitzend, alle seine Reden als Göttersprüche von sich gibt. — Bescheidenheit würde uns vor dem einen und vor dem andern sicher stellen“. Bescheidenheit heißt hier das Wissen um die Grenzen. Das Grundproblem Wielands, wie sich Freiheit und Maß, Phantasie und Erfahrung, Enthusiasmus und Natur, Witz und Gefühl, Utopie und Skepsis im rechten Gleichgewicht halten lassen — dies ist genau auch die Meisterschaft der Dichtersprache, die er im Vers wie in der Prosa erarbeitet und zu der er sich durch die Vorbilder aus der europäischen Literatur erzogen hat. Diese neue Prosa ist gesellig, weil sie eine gemeinsame Erkenntnissuche und Sittenbildung anstrebt. Die Kunst der Sprache wird zum Spiegel der klugen und heiter-humanen Lebenskunst. Wielands Prosa hatte im Aesthetischen eine pädagogische Aufgabe: eine Gemeinschaft vernünftig-freier und zu Grazie, Witz und Geschmack human gebildeter Geister, also das, was er den geheimen Kosmopoliten-Orden nannte, zu schaffen. Damit wurde ein Stil entwickelt, der sich zunächst in der Fläche zu bewegen scheint, ohne jene „Tiefe“, welche der Deutsche immer zuerst vom Dichterischen erwartet. Dies hatte bis in die Zeit um 1760 gefehlt, was nun mittels der Sprache aus der Kombination von „Genie, Witz, Gefühl, Wissenschaft, Weltkenntnis, Geschmack“ (Werke I, 22 411) und vor allem durch unermüdliche Arbeit an ihr erreicht werden konnte. „Es ist unsäglich, wie sehr das Schickliche (auf welches so im Stil als im Leben soviel ankommt) sich über alles ausbreitet, wie sehr es dabei auf die kleinsten Beziehungen und Nuancen ankommt und wie notwendig es ist, minutieux zu sein, um gut zu schreiben.“ (1781 an Sophie La Roche, 14. Februar).

land zu bejahen. Aber man muß bedenken, daß er zugleich einen Verlust gebracht hat. Es ist der Verlust der hohen europäischen Formkultur des 18. Jahrhunderts.

Zu wenig hat man bisher bedacht, was Wieland, so wie Lichtenberg, aus der Sorge um den Bestand der deutschen Bildung gegen die junge rebellierende Generation zu erinnern hatte. Aufschlußreich ist der Essay „National-Poesie“ von 1773 der das neue Thema der Identität von Dichtung und Nationalcharakter aufnimmt. Er gab Herder zu, daß jede Nation Zeiten ursprünglicher Poesie hatte, in denen sie aus ungebändigten Kräften voll Feuer und Ungestüm der Leidenschaft aufwuchs. Aber sein Realismus begriff, daß die spätere Rückwendung zu einer solchen ossianischen Frühzeit, wie die Jungen sie pflegten, nur ein künstlerischer Phantasievorgang sein könne, dem eine wirklich fortgeschrittene Lebensverfassung widersprechen müsse. Er verstand das Wesen der Dichtung aus ihrer Bindung an die Bildung der Humanität, die eine Aufgabe jenseits nationaler Eigentümlichkeit ist. „Der Dichtkunst wahre Bestimmung ist die Verschönerung und Veredlung der menschlichen Natur“; zusammen mit Philosophie, Musik, bildenden Künsten. — „Wer kann die Grenzen des wohlthätigen Einflusses ziehen, den sie auf die menschliche Gesellschaft haben könnte?“ Dies erreicht nicht die Nachahmung der individuellen Natur, nicht die Fesselung durch die engen Begriffe einzelner Gesellschaft, nicht die Gebundenheit an unvollkommene Modelle einzelner Kunstwerke, sondern — dies ist ganz aus Wielands weltliterarischem Universalismus heraus gedacht — der Dichter soll „aus den gesammelten Zügen des über die ganze Natur ausgegossenen Schönen sich ideale Formen bilden, und aus diesen die Urbilder zusammensetzen, nach denen sie (d. h. die Dichtung) arbeitet“. Dieser Begriff der ästhetischen Urbilder als die zugleich synthetischen und in sich ganzen Formen, als reine Formen auf dem Grunde universaler Kenntnis deutet auf die Aesthetik, die Dichtungsanschauung der Klassik vor-

aus und läßt den Uebergang erkennen, der von Wielands Dichtungsverständnis zu ihr hinführt. Dies stellt er jetzt, wie es heißt, „nach meiner völligsten Ueberzeugung“ als „das allgemeine Grundgesetz der Kunst“ auf, das keine nationalen Grenzen einschränken. „Das ganze Reich der Natur und der Kunst steht ihm dazu offen, und indem jeder sich nach seiner Art aus diesen Schätzen zu bereichern sucht, wird er sich endlich einer Vollkommenheit nähern,

Hagenbuch — seine Höfe und Bewohner

Von Carl Kleindienst

Aus den „Heuraths-Abreden“
des Hospitalarchivs
Zu Hof 5

Actum in der Spithalamptung d. 10. Jan. Ao. 1698.

Jerg Ersing von Hagenbuch, Hannß Ersings sel. daselbst nachgelassener Ehelicher Sohn, will sich verheyraht. mit Maria Schmied, Gottfrid Schmied sel. hinterlassen. Ehlich. Tochter v. Rindemoß. Diese bringt ihm zu ein. recht Heyrathgut zu. neben einer angemachte behtstadt, Truhe und s. h. Khue an geldt 100 f. Irm Hochzeyter herentgegen überlaßt seine geliebte Mutter all ihr fahrendes, an aus- und ohnausgetroschen. Früchten, Samen im Feld, Roß, Vieh, schiff und geschirr, doch dergestalt, daß Er nicht allein sein geschwistrig und zwahr Hanß und Matheß Ersing jedem 175 f., Maria, Magdalena, und Barbara noch eine angemachte Behtstadt Truh und s. v. Khue jeder 150 f. bey der khünfftigen Verheyrahtung, oder wann Sie Es sonst brüchtiget weren, für ihren Vaterl. und Mütterl. Erbtheil bezahlen, zue mahlen die zwey jüngere Geschwistrig bey dem Hof bis Sie tüchtig ihr stücklein brott zu gewinnen Erhalten, seine älteren Geschwistrige, aber wan Sie bey Ihme bleiben und dienen wurden, d. Lohn bezahlen, Sonderheythlich aber seiner lieben Mutter, neben einräumug einer eygnen Kamer, bethstadt und truhen, wie sein Tisch, Jährlich zu Ein. lebenslenglichen Leibgeding geb. und reychen solle wie folgt:

Rogg. 6 Vtl., Khern 1 m. 4 Vtl., Schmaltz 30 lb., an Geldt 4 f., Ayer 50, Geschwung. werkh 4 reyst., Saltz 2 (?). Von einem Rind $\frac{1}{4}$ oder für die Hellfte schwein. — Dabei weiters beliebt falls der Hochzeiter ohne Leiberben vor seiner Brauth sterben wurde, daß alsdann die Hochzeiterin neben ihr hereingebrachtes, noch soviel Erben solle, als des Hochzeiters Heyrath (Gut?) gewes. Der Hof aber auf sein müttlern Bruder Hans Ersing so Er anderst der Amptung gefällig kommen solle.

Actum die et anno ut supra. in Beywesen Georg Claßen, Hans Egin, Martin Geyßers von Hagenbuch, als Beystand Hans Ersing sel. Witt. und beede invermeldte Hochzeytleith, Joseph Lieber v. Rindenmos und Jacob Deglin v. Bürckchenhardt.

Eine Brücke zur Gegenwart

Durch Teilung, Um- und Neubauten sind in Hagenbuch seit Errichtung des Primär-Katasters von 1829 aus vier Höfen mit insgesamt 8 Nummern inzwischen 14 Anwesen geworden.

Kataster Nr. 1/2, die heutigen Nummern 7 und 8 des Planes. Die erste hiervon kam von dem damaligen Besitzer Conrad Gaiser, der mit Maria Anna Ege verheiratet war, auf seinen Sohn Johann Georg Gaiser und (= verheiratet mit) Maria Anna Ströbele, dann auf den Enkel Konrad Gaiser und Maria Anna Glanzer, und von diesen durch Einheirat an Albert Rief und Karoline Gaiser, deren Schwester Maria Agatha Gaiser und Karl Aßfalg, Landwirt, Nr. 17 innehat. Nr. 8 erhielt ein anderer Sohn des oben genannten Conrad Gaiser/Ege namens Alexander Gaiser und Elisabetha Wachter und ging dann an Anton Laub (1) und Maria Anna Kloos, (2) und Maria Theresia Schmid, weiterhin an deren Sohn Josef Anton Laub und Maria Anna Stabile über.

Kataster Nr. 3/4. Das Anwesen erwarb von dem Gutsverkäufer Josef Hagel aus Altheim Stephan Geray und Maria Anna Geismayer; ihnen folgte ihr Sohn Franz Joseph Geray und Sidonia Schmid, dann der Enkel Franz Xaver Geray und Magdalena Fischer, und diesen der jetzige In-

haber von Nr. 5 Franz Xaver Geray, Bergbauer, und Maria Anna Maucher. Nr. 4 war inzwischen an die Familie Gaismayer veräußert worden. Der jetzige Besitzer Johann Georg Gaismayer und Magdalena Schneider ist der Sohn von August Gaismayer und Josepha Frey, dieser ein Sohn von Johannes Gaismayer und Magdalena Gerster und ein Enkel von Bernhard Gaismayer und Maria Anna Ersing.

Kataster Nr. 5 = heutige Nr. 6. Von Johann Georg Kloos (als „Jörgenbauer“ in Elise Müllers „Talmühle“ erwähnt) und M. Theresia Dobler ging der Hof zunächst an Josef Anton Cloos und Anna Maria Linder über, dann an Franz Xaver Cloos und Josepha Imhof, weiterhin an Benedict Thomas Cloos und Magdalena Gaiser, Franz Xaver Cloos und Kreszentia Mayer und schließlich an Benedict Cloos.

Kataster Nr. 6/8. Die Besitzerfolge der heutigen Nr. 1 ist: Franz Xaver Pfänder und Josefa Aschenbrenner; Johann Martin Pfänder und Maria Genoveva Pfänder; Johann Martin Pfänder und Kreszenz Winter und endlich Anton Pfänder als sogenannter Neubauer. Für die heutige Nr. 2 gilt folgende Reihenfolge; Johann Pfänder und Maria Anna Cloos; Josef Anton Pfänder und Juliana Boscher; Johannes Pfänder und Maria Anna Gaiser; Vincenz

haber von Nr. 5 Franz Xaver Geray, Bergbauer, und Maria Anna Maucher. Nr. 4 war inzwischen an die Familie Gaismayer veräußert worden. Der jetzige Besitzer Johann Georg Gaismayer und Magdalena Schneider ist der Sohn von August Gaismayer und Josepha Frey, dieser ein Sohn von Johannes Gaismayer und Magdalena Gerster und ein Enkel von Bernhard Gaismayer und Maria Anna Ersing.

„Wir schwatzten von ihrem Stammschloß Warthausen“

Therese Huber war mit dem Grafen von Stadion befreundet

Eine der interessantesten Frauengestalten des 18. und 19. Jahrhunderts war ohne Zweifel Therese Huber (1764—1829), Tochter des Göttinger Universitätsprofessors Christian Gottlob Heyne, sowie Gemahlin des bekannten Weltumsegler Georg Forster, sowie des Ulmer Redakteurs Ferdinand Ludwig Huber (1764—1804). Therese Huber, welche viele Jahre in Göttingen, Mainz, Stoffenried bei Krumbach, Günzburg, Ulm und Augsburg wirkte, hatte auf Grund ihrer umfassenden Bildung einen großen Bekanntenkreis. So war sie auch mit den beiden Grafen Friedrich und Johann Philipp von Stadion befreundet. Ueber den Grafen Friedrich von Stadion schrieb Frau Huber am 27. Dezember 1811 an ihren späteren Schwiegersohn, Emil von Herder (1783—1855), jüngsten Sohn des Weimarer Klassikers, der mit Luise Huber (1796—1831) verheiratet war, folgenden Brief:

„Heute finde ich in den Zeitungen den Tod eines Mannes, der mir durch Jugenderinnerung wert war und dessen Schicksal mich rührte. Friedrich von Stadion starb am 9. Dezember. Ich glaube, das war einer der Menschen unserer Nation, die den edelsten Willen hatten. Ich weiß nicht, was ihn später geleitet und entschieden hat, weiß überhaupt nichts von ihm. Aber daß er edel geblieben ist, bin ich überzeugt, und ich müßte mich sehr irren, oder er starb mehr oder weniger of a broken heart. Ich verlebte mit ihm und seinem Bruder mein 14., 15., 16. Jahr in sorgenloser Lebhaftigkeit, ohne alle platte Liebelei. Sein Bruder war ebenso alt wie ich, er drei Jahre älter, der klügere. Ihr Hofmeister Kolborn schmälte Philipp und mich zusammen aus. Friedrichs achtungsvolles Betragen gegen mich, lehrte mich, ein großes Mädchen sein. Wir schwatzten von ihrem Stammschloß Warthausen, wo sie hofften, ich sollte mit meinem Vater sie besuchen. Philipp beschrieb mir seine vielen Rosenhecken. Friedrich sprach von der Aussicht, den Gemälden, Wißbegierde, adelige Sitte. Reinliche Menschlichkeit machte unser jugendliches Leben recht

Pfänder und Theresia Lerner und schließlich Josef Ulrich Pfänder und Josefina Romer, Lentzebauer genannt. Hierzu gehört die heutige Nr. 3, die zeitweilig Wirtschaft war, deren Gerechtsame auf Nr. 12 übertragen wurde. Im Jahre 1930 bewohnte das Haus Maria Agatha Pfänder, eine Tochter des obigen Johannes Pfänder/Gaiser; dann diente es Theresia Pfänder, geb. Lerner, als Witwensitz. Nr. 4/2 ist im Besitz der Familie Gronmayer.

Von den Neubauten wurde die Nr. 13 für den Schwiegersohn des oben genannten Josef Anton Pfänder/Boscher, Franz Joseph Mayer und Maria Genoveva Pfänder erbaut, deren Nachfolger ihr Sohn Josef Anton Mayer, der sog. Sonnenbauer, und Maria Kaduff ist. Nr. 15 war 1930 im Besitz der Witwe des Johann Martin Pfänders, Kreszenz, geb Winter; ihr folgte ihr Sohn Karl Pfänder, Landwirt. Auf Nr. 12 betrieb ein Sohn von Josef Anton Cloos/Linder (siehe unter Nr. 6), Augustin Cloos und Susanna Straub eine Käseerei, wozu ein Nachfolger die Wirtschaft-Gerechtsame von Nr. 3 erwarb. Nachmals gelangte die Käseerei und Wirtschaft zum „Hirschen“ in den Besitz von Josef Kaduff und Theresia Henle.

Nr. 11 war lange Zeit im Besitz der Nachkommen des Johann Michael Wieland und Ursula Sauter, die den Hof Kataster Nr. 3/4 besessen hatten. Ueber Josef Anton Wieland, Maurer, und Theresia Hutz gelangte das Anwesen an Johann Georg Wieland, Schuhmacher, und Kreszentia Schedler, dann an Josef Wieland und Margaretha Rösch und endlich an Franz Anton Wieland, Landwirt, und Anna Aloisia Waltner. Nach dessen Tod kam Xaver Schad, Landwirt, auf das Anwesen.

Nr. 10 gehörte 1930 dem Landwirt Martin Schmid und Franziska Maucher und ist noch im Besitz der Witwe und ihres Sohnes Martin Schmid, Schuhmacher.

Quellen: Die Gültbücher und Heiratsprotokolle im Archiv des Biberacher Hospitals. Die Adreßbücher der Stadt Biberach von 1930, 1936 und 1949.

froh. Wir speisten einmal bei ihnen. Sie Sie hatten eigene Wirtschaft in Göttingen. Da wollte mir Philipp Bilder zeigen — was weiß ich? Und wir liefen wie die Kindsköpfe in sein Schlafzimmer. Bei unserer Rückkehr fragte Kolborn, wo wir waren. Dans mon cabinet — comment, Comte Phips (so nannte er ihn) ne sentez vous pas l'inconvenance. — Ich verstand ihn nicht, denn ich hatte nicht bemerkt, daß es Philipps Schlafzimmer war. Der junge Graf errötete bis an die Ohren. Aber ich vergesse in meinem Leben nicht den geistvollen Blick, mit dem der eben verstorbene Kolborn einige Worte sagte, die den Sinn hatten: Philipp und ich wären beide gleich lebenswürdig, wenn wir über unsere Lustigkeit ihren Schauplatz vergäßen. Friedrich war 18—19 Jahre alt. Ich höchstens 16. Philipp sah ich nie wieder.

Friedrich Stadion mußte Verteidiger der alten Verfassung sein. Aber gewiß hat er die Würde des deutschen Reiches herstellen wollen. Kraft hat er gewiß gehabt, sich zu opfern, ob auch der Gegenwart? Das glaube ich nicht. Verzeih doch, daß ich dir mit der Rührung von einem Menschen spreche, den du gar nicht kennst. Meine Jugend ist mir lieb und ihre Zeugen sind es mir — und dieser Mann gehörte dem Schicksal unseres Volkes. In dem friedlichen Hause, wo seine wackeren Eltern — echter, alter Adel — mich so gütig aufnahmen, sitzt nun das Mainzer Kriminalgericht. In dem Zimmer, wo ich seine Familie versammelt fand, sehe ich die Angeklagten verschließen, werden die Zeugen verhört werden. Warthausen, von dessen Rosen Philipp mir Sträuße versprach, ist von dem König von Württemberg ausgeplündert, die Gemälde, von denen mir der Verstorbene so war erzählte, verkauft worden. Möge jedes junge Mädchen so gern seiner Jugendzeit denken und ihre Genossen in so späten Jahren noch ehren dürfen, wie ich so viele der meinen.“

Wer Briefwechsel und Werke der Therese Huber kennt, wird Wilhelm von Humboldts Urteil begreifen, wenn er behauptete: „Die Huber ist durchaus die erste Frau, die ich kenne.“ EAM